



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wunde Stellen im französischen Heer. II. : (Schluß.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Pferde dar, wie der fromme Bischof vermuthlich nie erschienen, wie es aber für eine Wodans-Darstellung allerdings ganz angemessen ist.

Dies sind in allgemeinen Umrissen die noch heut in Deutschland vorhandenen Beziehungen auf den Weihnachts-Wodan.

## Wunde Stellen im französischen Heer.

### II.

(Schluß.)

Kam zu solchen Schäden noch die Unordnung, so war das für die betroffenen Heertheile um so empfindlicher. Das zeigte sich gleich beim Beginn des Krieges in auffälliger Weise. Die in das Lager von Châlons dirigirten Mobilgarden, das nur 18 Meilen von Paris entfernt und durch Eisenbahnen mit diesen verbunden war, erhielten 36 Stunden lang weder Brod noch Stroh. Die Truppen bekamen zu ihrer Labung auf dem Marsche nur das, was die mildthätigen Landbewohner ihnen reichten, welche die allgemeine Entrüstung darüber mit den Soldaten theilten. Bei der Ankunft in Metz mußten sie auf den Plätzen und Straßen, auch auf dem freien Felde, ohne Schutz und Zelte herumliegen. Es fehlte dabei den Mannschaften an Patronen, den Mitrailleur an Munition, während der Gegner schon seine Vorstöße machte.

Diese Uebelstände gingen namentlich aus dem Mangel von zeitig bestelltem Fuhrwerk hervor. Dabei stößt man aber zugleich auf weitere veraltete Mißbräuche. Während für die allernächsten Bedürfnisse der Soldaten weder Wagen noch Pferde da waren, nahmen diese der Kaiser und sein Gefolge, die höheren Führer und alle Offiziere in Anspruch, die sich das herausnehmen zu dürfen glaubten. Wie in den Zeiten des siebenjährigen Krieges folgte den Colonnen ein unübersehbarer Train, gefüllt mit allerlei Tand, den der Feldsoldat nicht kennt. Da fand man eine Menge Equipagen und Fuhrwerke mit Leckereien für Küche und Keller, mit Mäschereien, Toilettengegenständen, luxuriösem Geräthe, ja selbst die Courtisaneen fehlten nicht, die in ziemlicher Menge den Siegeszug nach Berlin mitmachen und die da ersehnten Herrlichkeiten mit ihren Galans genießen wollten. Ein Franzose selbst sagte darüber später: „Es war eine Folge der in der Verwaltung entstandenen Verzögerungen, daß unsere

ausgehungerten Soldaten fünf Mal überfallen wurden, als sie eben die nur zu lange erwartete Suppe aßen, und daß sie von Sedan nach 48stündiger Entbehrung ausgefallen sind. In Folge der Unzulänglichkeit des Fuhrwerks wurden unsere Lazarethe preis gegeben und vom Feinde genommen, während man Tausende von Wagen für den Dienst des Exkaisers stellte, für den Transport seines schwer fortzubringenden Gepäcks, sowie für die Koffer und Zelte der Herren Offiziere, welche in diesen Krieg wie zu einer Landpartie gingen.“

Ist etwas geeignet, den Soldaten mißmuthig zu machen und ihn gegen seine Vorgesetzten einzunehmen, so ist es das: wenn die Letzteren sich Angesichts einer hungernden und leidenden Truppe im Ueberfluß gütlich thun. Das war hier allzuhäufig der Fall. Aber dabei blieb es nicht allein, man sündigte auch, von oben her namentlich, gegen die Kriegsarmeen in einer Weise, die rein unverantwortlich ist. Eine der Hauptregeln in der neuern Kriegsführung ist die: eine Armee so beweglich wie möglich zu machen. Dabei ist aber erste Bedingung, sie von allem Ballast möglichst zu befreien und bei der Mitnahme sich nur auf das Allernöthigste zu beschränken. Hierbei muß aber, wenn man guten Willen und Disciplin in der Truppe erhalten will, vom Commandirenden an das Beispiel für die Andern gegeben werden. Gleiches Ertragen der Beschwerden und Entbehrungen mildert diese für Alle, knüpft das Band der Kameradschaft fester, stellt den Vorgesetzten in den Augen der Untergebenen noch höher. Das hat man im französischen Heere nicht beachtet und dieser argen Unterlassungssünde folgte das Unheil auf dem Fuße. — Die im Lager von Châlons untergebrachten Mobilgarden, deren oben erwähnt wurde, gaben das erste Beispiel, indem sie sich gegen ihre Vorgesetzten in einer Weise empörten, daß man diese schimpfte und insultirte. Selbst das Leben des greisen Marschall Canrobert, eines Koriphäen des französischen Heeres, war gefährdet, als er die Meuterer beschwichtigen wollte. Sie verlangten, nach Paris zurückgeführt zu werden, und nachdem die Offiziere nichts mehr durchsetzen konnten, mußten sie nachgeben und mit ihnen ziehen, während ihre Kameraden bei Wörth eben vom Gegner hartbedrängt wurden.

Durch die Armeointendantur war der Major-General Lebœuf und durch diesen wieder der Kaiser selbst nicht wenig getäuscht worden. Aber zu spät kam er zu dieser Einsicht und nach dem Ueberschreiten des Rubikon war keine Zeit und Gelegenheit mehr, den gewaltigen Fehler zu repariren.

Als der Kaiser am 28. Juli in Metz eintraf, kam er sofort zu der Erkenntniß, daß seine Armee weit hinter den Zahlen zurückstand, die man ihm auf dem Papier vorgezeigt hatte, denn die in und bei Metz stehende Armee war statt 150,000 kaum 100,000 Mann, bei Straßburg statt 100,000 nur 40,000 M. stark und die bei Châlons, die 50,000 Mann zählen sollte, war noch gar

nicht concentrirt. Nicht ein einziges Armeecorps stand vollständig ausgerüstet. Das war eine arge und zugleich bittere Enttäuschung. \*) —

Dabei war das Rundschafts- und Spionirwesen herzlich schlecht, denn, da namentlich letzteres Geld kostete, dieses aber nur von der Intendantur zu beziehen war, so galt diese hier abermals als der allgemeine Hemmschuh. Man stand der Grenze bereits nahe, man holte schon zum Schlage aus, und wußte nicht einmal, wo und wie stark man den Gegner vor sich hatte.

Das ungefähr waren die Grundzüge der Verwaltung. Wir gelangen nun zur Dritten im Bunde: zur Heerführung.

Der Kaiser, so gern seinem ihm so weit überlegenen Ohm nachahmend, ja sogar im Kleinlichen nicht selten nachäffend, wollte jetzt auch wie dieser den Feldherrn spielen, zu dem er nichts weniger als geschaffen war. Bereits hatte er im italienischen Feldzuge Gelegenheit gehabt, Erfahrungen zu sammeln, und darüber weitere Betrachtungen anzustellen. Doch das blieb seine Sache, und mit der Uebernahme des Obercommandos wälzte er auch die Verantwortung in Betreff des Ausganges auf sich.

Auch hier hatte Marschall Niel, obgleich er schon in das Gefilde der Todten hinübergewandert war, seine Hand insofern noch im Spiele, als er zu seinen Lebzeiten über den längst projectirten Siegeszug über den Rhein viel mit seinem kaiserlichen Herrn conferirt hatte. Die darauf abzielenden Projecte waren nicht nur häufig besprochen, und beiderseitig in Erwägung gezogen worden, sondern der Marschall hatte auch einen Plan im Allgemeinen ausgearbeitet. Dieser war dem Kaiser am gegenwärtigsten. Er that damit sehr geheim, und nur im engsten Vertrauen besprach er ihn kurz vor der Kriegserklärung mit dem Marschall Leboeuf und dem General Castelnau. Nun bleibt es aber ein gewaltiger Unterschied: ob man einen so Vieles umfassenden Plan selbst, aus dem Fundament heraus, aufgebaut hat, oder ob man sich in einen bereits entworfenen hineindenken, ja hineinleben soll. Letzteres war hier der Fall. Wenn dem wirklich so ist, wie von glaubwürdiger Seite angenommen wurde, so blieb Denen, die danach ihre Maßnahmen treffen sollten, viel zu wenig Zeit dazu.

So lange man auch vorher gegrübelt und gezaudert hatte, den entscheidenden Schritt zu wagen, so sehr überstürzte man sich jetzt in der Ausführung; und der sonst so ruhige und bedächtig erwägende Cäsar wurde von einem Feueereifer durchglüht, wie er sonst seinem verschlossenen Wesen fremd war. Diese Lohe schlug auch in den Herzen des Heeres und des Volkes auf, und von da stieg die Hitze in die Köpfe, durch die der Rest des kühlen Verstandes

\*) Aus der den Inspirationen des Kaisers Napoleon zugeschriebenen Schrift: „Campagne de 1870. Des causes qui ont amené la Capitulation de Sedan, par un officier attaché à l'état-major général. Bruxelles.“

vollends aufgezehrt wurde. „Nach Berlin! Nach Berlin!“ erscholl es in den Reihen des Heeres, wie auf den Straßen und Plätzen, die eine dichtgedrängte Menge überfluthete.

Nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil unter der Bevölkerung sah etwas klarer, und dachte ein Stückchen weiter hinaus, und von diesen waren es wieder nur einzelne, die wagten, dem allgemeinen Lärmgeschrei gegenüber ihre Stimmen zu erheben, die aber zumeist wie das Säuseln des Blattes im Sturmwind verhallten. Der größere Theil der Presse, das allgemeine Wohl weniger beachtend, als das eigene Interesse, und so der Strömung von Oben her willenlos folgend, stieß nicht nur gewaltig mit in die Alarmtrompete, sie vergaß auch soweit ihre Würde, daß sie Dinge und Vorgänge in der Weise darstellte, wie es dem Regime zusagte oder geradezu absichtlich entstellte und so die Wahrheit umging. So wurden Volk und Heer, ohne daß beide eine Ahnung davon hatten, systematisch irre geleitet.

Die Mißstände bei einer so raschen und beliebigen Zusammensetzung der größeren Heertheile stellten sich zunächst heraus. Die Generale kannten ihre Corps, Divisionen und Brigaden nicht, und diesen waren jene fremd. Kein Theil hatte eine Idee von der Kriegstüchtigkeit und dem Geiste des anderen, und so mußte denn auch das gegenseitige Interesse von vorn herein fast auf Null herabsinken. Man stimulirte sich gegenseitig durch längst verbrauchte Rodomontaden, man schwätzte von Gloire, grande Nation, élan, man rief sich damit schöne längstvergangene Zeiten ins Gedächtniß zurück und vergaß darüber die Gegenwart wie die Zukunft, sowie das Wichtigste und die Hauptaufgabe. Man kann auch hier von dem Gesamtvolke der Franzosen wie vom Einzelnen sagen: Sie hatten nichts gelernt und nichts vergessen. —

Das tiefere Erwägen liegt freilich nicht im französischen Volkscharakter; das leichte Blut, das im Franzmann als einem Romanen rollt, und sein beweglicher Sinn, lassen ihn nicht recht zur Ruhe und Beschaulichkeit kommen; aber da, wo es das Wohl und Wehe von Völkern gilt, sollte man sich doch etwas mehr Zwang anthun. Bei diesen leichtfertigen Anschauungen vergaß man zunächst der eignen nöthigen Sicherheit nicht selten so weit, daß das über alle Maßen hinausging. Dazu kam noch eine erstaunenswerthe Unkenntniß von allen Dem, was nicht dicht vor Augen lag. Je mehr sich der Horizont erweiterte, je mehr nahm diese auch zu. Was jenseits des Rheines lag, war für den größeren Theil eine terra incognita.

Der Sicherheits- und Kundschaftsdienst war von jeher eine schwache Seite im französischen Heere und selbst Napoleon I. mußte dieses bekennen, ohne dem Uebelstande in gewünschter Weise abhelfen zu können. Noch am Schlusse seiner kriegerischen Laufbahn mußte ihn diese bittere Erfahrung um die schwer-

errungenen Früchte des Sieges bei Ligny bringen. Denn plötzlich war das geschlagene Preußenheer so gut wie verschwunden; man hatte jede Spur von ihm verloren. Es war plötzlich an einer ganz anderen Stelle, als wo man es vermuthete und das veranlaßte wesentlich die Niederlage des großen Schlachtenmeisters bei La Belle Alliance. Man hätte nur ein Paar Reiterabtheilungen dem abziehenden Heere Blücher's nachzusenden gebraucht und man wußte sicher, wo er mit seiner Armee hingekommen war. Daran dachte man aber nicht. —

So war es immer und so war es auch jetzt. In einem Aufsatze der „France“, ist unter Anderem gesagt: „Unsere Niederlagen müssen wohl weniger unserer numerischen Schwäche, als dem Mangel an Gehorsam und der Nachlässigkeit unserer Truppen zugeschrieben werden. Immer sind wir überrascht worden und wenn dies zufällig nicht den Generalen zur Last gelegt werden konnte, dann müßte man die Ursache davon im Vergessen der Vorfichtsmaßregeln suchen, welche die Truppen im Felde stets nehmen müssen, ohne daß es dazu besonderer Befehle bedarf. Aber den Vorposten war es langweilig zu wachen; die Schenken waren mit Soldaten überfüllt, Schlaf oder Spiel überall, Wachsamkeit nirgends. Der Contrast mit den preussischen Truppen war herzerreißend.“ —

Eine große Täuschung trat auch bei den Schußwaffen zu Tage. Man hatte keine Idee von der Wirkung der deutschen Artillerie. Es ist das um so staunenswerther, als der Kaiser vorzugsweise dieser Specialwaffe von jeher seine vollste Aufmerksamkeit schenkte, in der er sich als Autorität wählte, denn er hatte darin viel experimentirt, und auch darüber geschrieben. Auch da war man hinter der deutschen Mührigkeit und den mancherlei Neuerungen zurückgeblieben. So hielt man in Frankreich bei den Hohlgeschossen noch an dem veralteten Zeitzündler fest, auf dem keinerlei sicherer Verlaß war. Wohl wirkten die Mitrailleusen, die neuerfundenen Höllemaschinen, aber auch nicht in der Weise, wie man sicher erwartet hatte. Und nun vollends das Chassepotgewehr, von dem man sich Wunder versprochen hatte, das allen Prussiens den Garaus machen sollte. Es ist unläugbar ein treffliches Gewehr und hat vor der Zündnadel Manches voraus; aber zum Gewehr gehört auch ein Schütze und zwar ein um so besserer, je mehr Ansprüche man an das Gewehr macht. Aber der Franzose war nie ein guter und ruhiger Schütze und wird auch nie, so lange das Blut so stürmisch in seinen Adern wallt, einer werden. Das schnellfeuernde Chassepot war mehr zu seinem Unheil als zu seinem Frommen, er verlor mit dem Vertrauen zu diesem sein eigenes und kam dabei ganz von seiner früheren Gefechtsweise ab. Ehedem hielt er sich nie lange beim Schießen auf, sein Hauptstreben war, dem Gegner so bald als möglich mit dem Bajonet zu Leibe zu gehen, also die Offensive zu er-

greifen. In diesem Kriege verläugnete er ganz seine frühere Kampfweise, man kann sagen sein Naturell; denn er suchte vor Allem im freien Feld Deckungen, grub sich zwei- bis dreifach hintereinander gelegene Schützengräben, feuerte wie besessen schon auf 1500 bis auf 2000 Schritte und knallte fort und fort, bis der Gegner an ihm heran war und ihn aus seiner uneinnehmbar gewährten Stellung heraustrrieb. So lag er jetzt Stunden lang im Feuer, machte nur selten einen Vorstoß und vergeudete dabei nutzlos eine Unsumme kostbarer Munition. Dabei waren die meisten so erregt, daß alles Zielen, die Hauptsache, aufhörte, man das Gewehr gar nicht mehr an die Backe brachte. Man hielt dabei nicht immer der Mühe werth, heruntergefallene und in der Hitze weggeworfene Patronen aufzuheben. So war denn der Franzose mit einem Male in die Defensivposition hineingekommen, er wußte selbst nicht wie. —

Der französische Soldat geht mit Muth und Todesverachtung dem Feind entgegen, er zählt ihn nicht, er wiederholt auch seine Uttaten mehrere Male, wenn sie abgeschlagen wurden; wird er aber gründlich geworfen, dann wandelt sich seine Kampflust in förmliche Niedergeschlagenheit um und leicht wird er dann von einer Panique erfaßt, die ihn aller Sinne förmlich beraubt. Dem munteren: *en avant!* folgt dann zu leicht und plötzlich das verhängnißvolle: *Sauve qui peut!* und nichts ist vermögend, ihn in seinem Laufen zu halten, er hört weder auf den Zuruf seiner Vorgesetzten noch seiner Kameraden. Ist der böse Geist wieder von ihm gewichen, so ist er auch wieder der alte Tapfere. Wir finden dergleichen Beispiele in allen Feldzügen, wo es hie und da dem Franzosen übel ging und so auch in diesem Kriege. Die Niederlage bei Wörth bot ein Seitenstück zu Roßbach. Das ist ein anderer unverthilgbarer Zug im französischen Nationalcharakter. Der Franzose von heute hat ihn von seinen Vorvätern, den alten Galliern, ererbt, denn von diesen that schon der römische Feldherr, Julius Cäsar, der so langwierige Kriege gegen sie führte, in gleicher Weise Erwähnung.

Wie sich beim Franzosen so vielfach die Gegensätze berühren, so findet man neben der staunenswerthesten Leichtgläubigkeit zugleich auch das eingewurzeltste Mißtrauen, und gerade da, wo es am wenigsten am Platze ist — gegen seine Vorgesetzten. Geht etwas schief, wenn auch durch sein eignes Verschulden oder ungünstige Conjunctionen, so schiebt er das Alles seinen Vorgesetzten in die Schuhe. Gleich ist er mit Vorwürfen, mit Ungehorsam da und schreit gar über Verrath. Das war namentlich der Fall beim Revolutionsheere in den traurigen Jahren, wo in einer Stunde der tüchtigste, erprobteste und bisher bei den Truppen beliebteste General alles Vertrauen, selbst Leben und Ehre verlieren konnte. Nicht selten stelen Helden, die in mancherlei Schlachten Zeugniß ihrer Bravour abgelegt hatten, durch ihre eigenen

Leute oder unter der Guillotine. Dasselbe wiederholte sich, wenn auch nicht in so tragischer Weise, auch in diesem Kriege. Wie erging es in dieser Beziehung dem braven Commandanten von Straßburg, dem tapfern und festen General Ulrich! Nicht nur seine Soldaten, seine eigenen Offiziere haben ihn in einer Weise verlästert, daß das, was sie damit gewollt, auf sie zurückfiel, und ihn in den Augen aller unbefangenen Denkenden, selbst unter seinen ehemaligen Gegnern, nur um so höher hob. Selbst seine deutsche Abstammung machte man ihm zum Vorwurf. Die Folge davon war ein neuer, tief eingreifender Uebelstand: das häufige Wechseln der höheren Führer.

Die Leichtgläubigkeit hat der französische Soldat mit allen seinen Landsleuten gemein, soweit dabei nämlich seinen Wünschen und Erwartungen geschmeichelt wird. Zum Prüfen und Erwägen nimmt er sich keine Zeit. Das geht nicht selten über das Kindliche, man möchte sagen Schwach sinnige hinaus. Diejenigen, welche ihn zu ihren Zwecken benutzen wollten, haben dieses Mittel auf das beste auszubeuten verstanden, namentlich in diesem Kriege. Was man dabei dem Franzosen zu glauben zumuthete, übersteigt alle Grenzen. Ein Deutscher würde sich aufs Tiefste indignirt fühlen und sich zornmüthig gegen Die wenden, die ihm solche Enten vorzusetzen wagen. Der Franzose nimmt das gelassen hin, und erfährt er auch am nächsten Tage die Wahrheit, so glaubt er diese nicht, oder, wenn er sich wirklich überzeugen muß, geht er ruhig darüber hin und läßt sich schon im nächsten Moment die frechste Lüge wieder aufbinden. Je fetter die Ente ist, desto schmackhafter findet er sie. —

Es wirft kein günstiges Licht auf den Charakter und die Bildungsstufe eines Volkes, wenn es sich dergleichen gefallen, so mit sich spielen läßt; aber geradezu unwürdig ist es einer Regierung und aller Derer, welche eine höhere Stellung im Staate einnehmen, wenn diese aus der Unwahrheit ein raffinirt-organisirtes System construiren, ähnlich unverschämter Reclame im Gebiete der Industrie und — des Schwindels. Und das ist jetzt in Frankreich in vollem Flor, man betreibt es fabrikmäßig. Selbst das sonst so ruhige und taktvolle preussische „Militär-Wochenblatt“ bringt fast in jeder Nummer Auszüge aus französischen Veröffentlichungen, die es in einer besonderen Rubrik mit der Ueberschrift „Französische Lügenberichte“ zusammenstellt. Wohl nichts kann demoralisirender auf eine ganze Nation einwirken, als der von Oben her nicht nur begünstigte, sondern von da selbst ausgestreute Lug und Trug. Das Volk bringt man um Treu und Glauben und sich schließlich doch um alles Vertrauen, denn wenn auch noch so lange an einem Lügengewebe, dabei meist plumper Qualität, gesponnen wird, endlich reißt doch der Faden oder geht aus. —

Namentlich das Letztere mußte im höchsten Grad verderblich auf den Sinn und Geist des Heeres einwirken, und nimmt man die übrige Corruption

unter dem zweiten Kaiserreich noch hinzu, so darf nicht Wunder nehmen, wenn die Disciplin in einer sonst so tüchtigen und kriegerischen Armee der Art untergraben wurde, daß sie zum großen Theil in völlige Anarchie und Meuterei überging und man in jüngster Zeit Dinge erlebte, die uns noch vor wenigen Monaten unglaublich schienen. Durch diese tief einfressenden und zerfetzenden Schäden nun war möglich, daß ein solches Heer so rasch überwunden und fast gänzlich vernichtet wurde, in einer Weise, wie die Weltgeschichte kein zweites Beispiel aufzuweisen hat. Wir wollen der hohen Tapferkeit, Hingebung und Intelligenz unseres herrlichen Heeres und seiner tüchtigen Führer durchaus nicht zu nahe treten, wenn wir hier sagen, daß neben diesen hohen Verdiensten doch auch die Schäden des Gegners nicht wenig zu diesen raschen und erfolgreichen Siegen mit beigetragen haben. Daß dieser unterliegen würde, daran zweifelte wohl kein Deutscher, der die diesseitigen und französischen Zustände, namentlich in den Heeren, einigermaßen kannte; daß aber Alles so kommen würde, ließ sich wohl Niemand träumen.

Die jetzigen französischen Zustände haben vieles Aehnliche mit denen des römischen Reiches zur Zeit seines Verfalles. Auch die Prätorianerwirthschaft hat sich in Frankreich bereits angekündigt und das Heer ist auf dem besten Wege, in die Fußstapfen des weiland römischen zu treten. Schon bei Napoleon I. entschied das Heer nach seiner Rückkehr von Elba über die Herrschaft in Frankreich, den Neffen schob es eben bei Seite, oder ließ ihn fallen, und wer es weiter versteht, sich seine Gunst zu erwerben, wird mit ihm auch in Frankreich die Gewalt in der Hand haben. Nach dem Gange der Weltgeschichte folgt fast stets auf die Anarchie die Säbelherrschaft, und mit dieser gewöhnlich eine Dictatur.

Allerdings treffen diese bitteren Vorwürfe und Schäden nicht ganz Frankreich, nicht dessen ganzes Heer. Denn auch in diesem finden wir, wie überall, gute Elemente, die es mit dem Vaterlande und der Nation wohl meinen; aber diese wurden von dem so üppig rankenden Unkraut überwuchert, wenn auch nicht erstickt.

---

### Aus der deutschen Hauptstadt.

Wer Berlins Haltung in den letzten Tagen bis heut zum 21. Januar, mit der Stimmung vergleicht, die von einem Monat in der Residenz des